

Zeitschrift: Die Schweiz : schweizerische illustrierte Zeitschrift
Band: 22 (1918)

Buchbesprechung: Neue Schweizer Prosa

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

noch elastisch, fast jugendlich; jeder hält ihn für ein Jahrzehnt jünger. Auf seinen vielen Wanderungen notiert und skizziert er sich die ihm besonders zusagenden Motive und bringt sie in den Mußestunden scheinbar mühelos auf die Leinwand. Früher malte er hauptsächlich Moorlandschaften; die in unserer Kriegszeit florierende Torsindustrie hat ihn seit zwei Jahren aus seinem Revier vertrieben. Viel Aufmerksamkeit schenkt er jetzt dem Vorfrühling an Bünz und Reuß; nicht minder pflegt er die reiche Sommerlandschaft mit wogenden Getreidefeldern, Obstgärten und Dörfern. Dabei gleitet sonnige Freude oder ein leises Lächeln oder ein Anflug von Melancholie über das ganze Gemälde. Er versteht es, Stimmungen festzuhalten, tausend Gemütsbewegungen zu erwecken, die von der Natur kommen und zu Herzen gehen. Und eine solche farbige Wärme mit so wohligen und gewählten Aufforden quillt aus den ruhigen Gebilden, daß man an Maler wie Corot und an Lyriker wie Mörike erinnert wird. Die Zeichnung, die bisweilen stark hervortritt, ist exalt, von rührender Einfachheit und Aufrich-

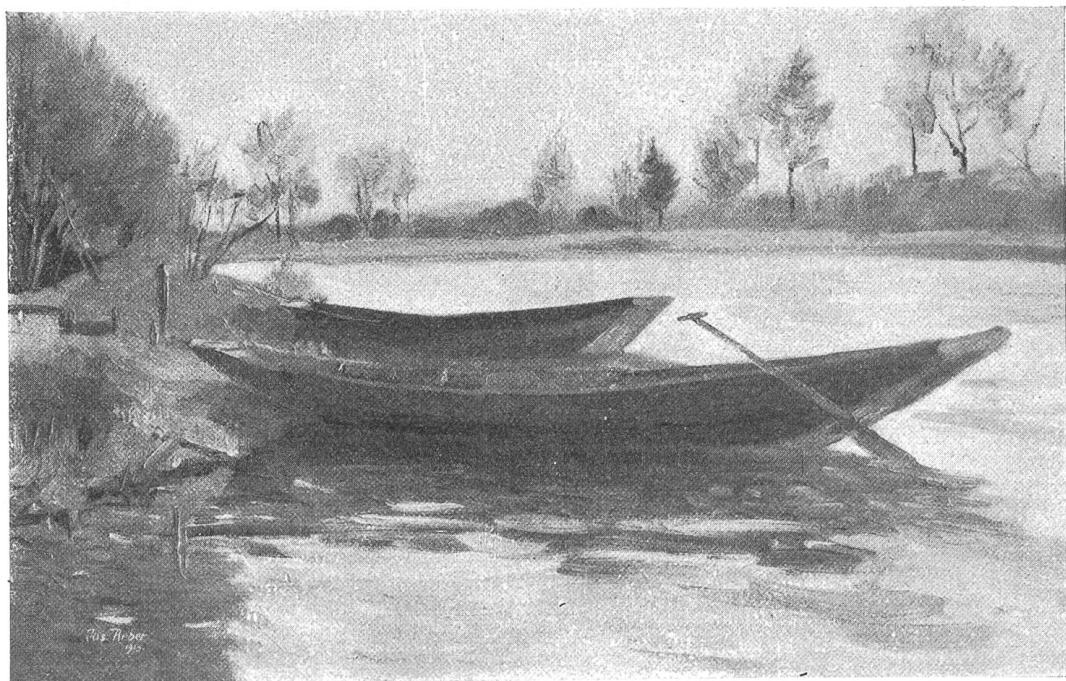
tigkeit. Mit großem Geschick beherrscht er die Farbe. Sein Kolorit gibt die volle Vegetation und das duftige Spiel der Atmosphäre mit möglichst einfachen Mitteln. Sicher schreitet seine Kunst in der Richtung nach Einfachheit; seine neuesten Werke sind von einer geradezu überraschenden Simplizität der Darstellung. Wenig berührt von der Mode der Zeit, blüht sie abseits von jeder Schule. Josef Reber ist im Kranze der Schweizer Maler so recht der Idylliker des Freiamtes und ein bedeutender Landschafter. Auf Rebers Gemälde passen die schönen Worte, die Goethe zu Eckermann über die Kunst Claude Lorrains ausgesprochen hat: „Die Bilder haben die höchste Wahrheit, aber keine Spur von Wirklichkeit. Claude Lorrain kannte die reale Welt bis ins kleinste Detail auswendig, und er gebrauchte sie als Mittel, um die Welt seiner schönen Seele auszudrücken. Und das ist eben die wahre Idealität, die sich realer Mittel so zu bedienen weiß, daß das erscheinende Wahre eine Täuschung hervorbringt, als sei es wirklich.“

Dr. Hans Schmid, Wohlen.

Neue Schweizer Prosa IV.

Die Bernerin Lilli Haller hat vor ein paar Jahren ein sehr gutes Buch unter dem

Titel „Aus tiefster russischer Provinz“ erscheinen lassen, zwei Erzählungen, die nicht nur deshalb,



Josef Reber, Bünzen.

An der Reuß im Freiamt (1913).



Josef Reber, Bünzen.

Besenbüren im Freiamt.

weil darin russisches Leben und Fühlen aus eigener Anschauung vortrefflich wiedergegeben ist, sondern auch um der unleugbaren Darstellungs- und Gestaltungsgabe der Dichterin willen viele Leser verdienten. Heuer legt sie uns eine Anzahl kürzere Skizzen und Charakterbilder vor, die den Sammeltitel „Sonderlinge“^{*)} tragen und wovon meines Erinnerns die Leser der „Schweiz“ schon einige Proben zu kosten bekommen haben. Ein Hauch versteckender Güte und Hilfsbereitschaft weht uns aus mancher dieser schlicht vorgetragenen Erzählungen entgegen; ein soziales Empfinden beherrscht sie, das nicht aufdringlich hervortritt und doch überall der Dichterin die Feder führte, so in der ergriffenden Skizze „Wie Lehmann ein Mensch sein wollte“ oder in der ganz kurzen Geschichte „Sein Bett“, die der Spitalinsasse dem ungeduldigen Doktor erzählt, oder in dem fein satirisch-humorvollen Ausschnitt aus dem zaristischen Rußland „Die Frau Vorsteherin“ — um nur im Vorübergehen ein paar Stüde aus dem schönen Büchlein zu nennen. Es liegt viel Lebensweisheit in diesen Bildern von wunderlichen Räuzen und Räuzinnen, aber auch viel tiefes, zartes Empfinden, wie etwa in „Tante Röschens Vermächtnis“, der rührenden Lebensbeichte einer Unverheirateten, und auch ein gesunder, feiner Humor, der im „Märchen von

^{*)} Bern, A. Francke, 1919.

den Buchstaben“ ja kürzlich auch den Lesern dieser Hefte ein paar nachdenkliche, vergnügte Augenblicke bereitet hat. Die wohlgepflegte, klar fließende Sprache macht die kurzen Geschichten zum Vorlesen am Familientisch geeignet, und der erzieherische Gehalt steht dem dichterischen Wert würdig zur Seite, sodaß dies hübsche Buch als Festgabe für junge und ältere Leser herzlich willkommen geheißen werden darf.

„Daz das Tessin schweizerisch geworden ist, verdanken wir den Uernern — daz es schweizerisch blieb, den Tessinern!“ sagt Hans Schmid, der bekannte Spaziergänger im Sonnenlande jenseits des Gotthard, in seinem kürzlich erschienenen neuen Buch „Tessiner Sonnentage“, und er fügt diesem Säze noch den andern hinzu: „Die emmetbirgischen Vogteien sind in dreihundertjähriger Untertanenschaft nicht zur Unabhängigkeit an die Schweiz erzogen worden.“ Ich werde gleich nachher kurz auf dieses prächtige Wanderbüchlein des Redakteurs an der „Thurgauer Zeitung“ mit ein paar Worten zu sprechen kommen. Zu vor aber sei kurz das Werk eines andern den Tessin liebenden Deutschschweizers erwähnt, der gewissermaßen zur Bekräftigung der zitierten Säze die „Tagebuchblätter einer Tat“ unter dem Titel „Die zu Luggarus“^{*)} herausgab und Hermann Ael-

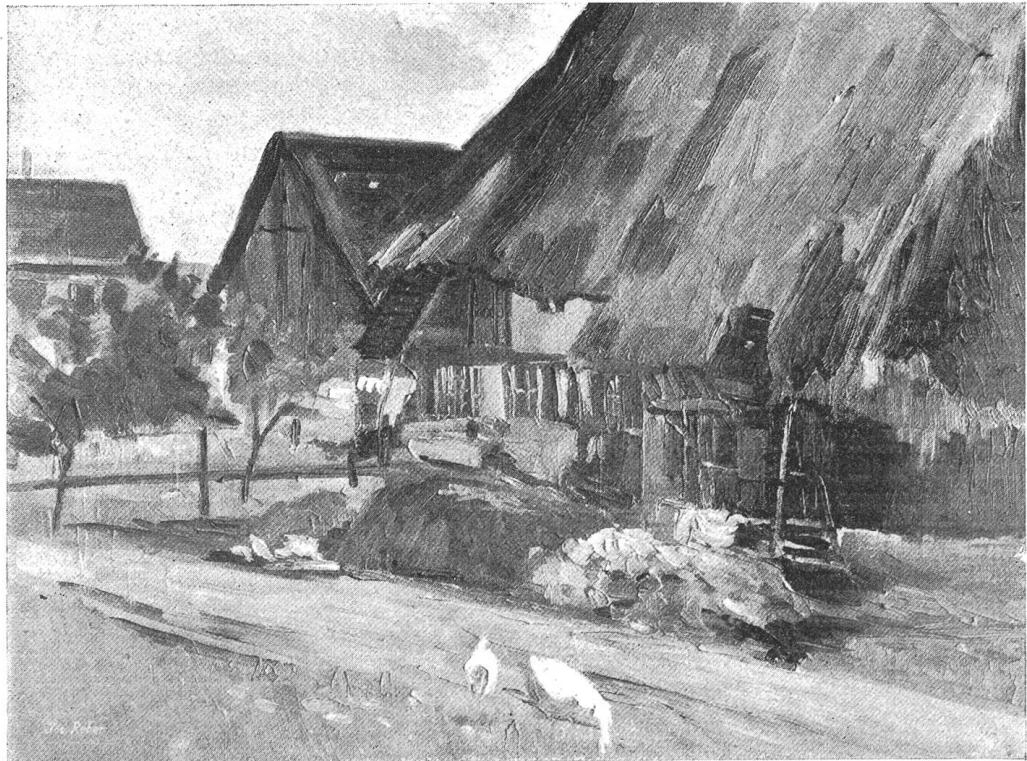
^{*)} Weinfelden und Leipzig, Schweiz. Heimatkunst-Verlag.

len heißt. Die zu Locarno sind nämlich gemeint, und das fingierte Tagebuch wird dem Mönch bei Madonna del Sasso, Giovanni Beccaria, zugeschrieben, der darin erzählt, wie er zur großen Tat gelangte, zum Bruch mit dem alten Glauben und zum Auftreten als Prediger jener evangelischen Gemeinde in Locarno, die ihren Betenreim mit der Verbannung büßen mußte, sobald die Reihe des Regimentes an die Urschweizer kam, deren Landvogt nicht mit sich spaßen ließ. Das Tagebuch weist sehr packende Stellen auf; es zwingt uns zur Teilnahme an den Schicksalen dieses Mannes, der einmal bei einem Landesunglück zwei Menschenleben in tatkräftiger Nächstenliebe rettete, während seine Brüder in der Kirche beteten, der dem Prior das Klostergeblüde kündigt und für den neuen Glauben des Luther und Zwingli eintritt und von Bullinger in Zürich die Bücher bekommt, die ihn verkünden, der erkennt, daß seine Liebe zur Tochter des Rechtsgelehrten und Dottore Muralto kein Teufelswerk sei, sich durchringt zu dieser Erkenntnis und schließlich in Zürich zwischen Deutsch und Welsch vermittelt und als glücklicher Gatte und Vater am Ende seines Wirkens die tröstliche Gewißheit hat: „Mein Mensch und mein Irren vergeht; aber die helle Seele meines Wollens wird bleiben in allen Zeiten, wie jede Tat, die Kräfte weckt.“ Das alles packt den Leser — gewiß; nur scheint mir trotz alledem der Stoff nicht ganz vom Künstler gebändigt zu sein, liegt trotz allen leisen Archäo-

ismen der Sprache, die der Verfasser gut zu handhaben weiß, da und dort eine Dissonanz zwischen dem Empfinden des modernen Verfassers und dem Zeitempfinden, die dem Leser fühlbar wird. Und doch — das Büchlein verdient Beachtung gerade um seines Empfindungsgehaltes willen, gerade weil es die Liebe predigt, die so echt christlich und — menschlich aus diesen Blättern leuchtet und wohltuend wirkt in all der schlichten Einfachheit, womit sie ausgedrückt ist. Und es gibt auch ein gutes Bild von jener Zeit, da die Tessiner noch unter dem wetterwendischen Zepter der Eidgenossen standen und je nach der Simmesart und Herkunft der Bögte bessere oder schlimmere, nie aber gute Tage eidgenössischer Freiheit erlebten.

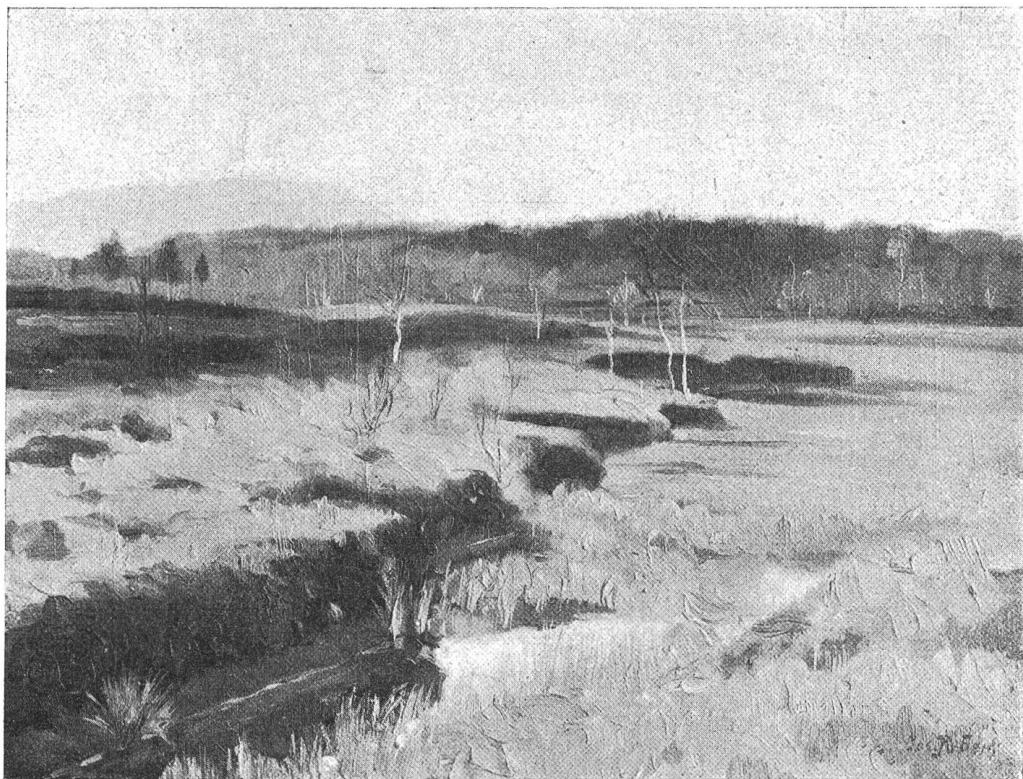
Jetzt ist es anders in der „sonnigen Veranda am Schweizerhaus“, und vom heutigen Tessin erzählt in munterem Plauderton Hans Schmid in den „Tessiner Sonnentagen“(*), die er fast alle während des Krieges und der Grenzbeseizungszeit zugebracht hat. Ein schönes, herzerquickendes Buch, das, wenn nicht zuweilen ein leiser Ton der „aufgeregten Zeit“ in die Einsamkeit der südlichen Bergtäler und die luganesischen Ferien hereinklänge, gar nichts von den dumpfen Wetterwolken ahnen ließe, die seit mehr als vier Jahren auch über unserm Vaterlande hingen. Was für prächtige Wanderschaften dürfen wir an der Hand dieses kundigen Führers unternehmen! Durch die Leventina,

*) Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1918.



Josef Neber, Bünzen.

Sauernhof in Besenbüren (Freiamt).



Josef Reber, Bünzen.

Bünzer Moor.

nach Airolo, wo der Verfasser „einen schweizerischen Bundesrat, literarische Notabilitäten vom Lesezirkel Hottingen, den Dichter Heinrich Federer und den Herzog von Orleans“ im Hotel vorfand, sich also in der besten Gesellschaft bewegte, nach der Schlucht von Stalvedro und an andere sehenswerte, bekannte und wenig bekannte Dertlichkeiten. Wir durchstreifen mit ihm die Umgebung von Bellinzona, besteigen den Monte Ceneri, besuchen Locarno, das „keinen Trompeter mehr braucht, der mit lauten Fahnaren der Welt den Ruf des warmen Städtchens am Lago Maggiore verkünden müßte“, nach Ascona, wo der Zeitungsmann sich unbändig freute, „daß auch die Naturmenschen nicht ohne Zeitung auskommen können“, und nach Indemini hinauf, das jetzt die lang ersehnte Straße bekommt, die das Bergnestchen mit dem Mutterlande verbindet, und so weiter und so weiter! Ist schon die reizvolle Sprache dieses Wanderbuches für sich ein Genuß, so berührt es die Leser besonders wohltätig, daß der Spaziergänger kein Konkurrenzbuch zum schwerfällig gewissenhaften Bädeker geschrieben hat, der mit fürchterlicher Vollständigkeit alle Kunstwerke, alle historischen Daten und Sehenswürdigkeiten und Hotels hervorhebt, besternt und unterstreicht. Und doch weiß Schmid (und er sagt es uns), wo man einen Guten trinkt; mit beißiger Handbewegung weist er kurzweilig auf dieses und jenes Kunstdenkmal oder geschicht-

liche Vorkommnis; er vergibt die duftende Brissago so wenig wie die Zahl der Hotelbetten in Lugano; Land und Leute werden lebendig und munter geschildert — kurz, hier liegt kein Reisehandbuch und doch ein Reisebegleiter vor, einer, der als feuilletonistisches Kunstwerklein dem Reisenden die langweiligste Bahnfahrt verkürzt und dabei dem, der zu lesen versteht, die allerwertvollsten Winke gibt, ohne je ins Schulmeistern zu verfallen. Wer den Tessin liebt oder besuchen will gegen den Frühling hin, schaffe sich dieses Büchlein an, und — seinen Vorgänger, die „Spaziergänge“, kann er sich auch gleich zulegen; ich glaube, daß er Freude daran erleben wird.

Schwereres Geschütz — und doch in ihrer Art nicht minder fesselnd bei allem „literarischen“ Haben — sind die „Wanderschaften“ von Max Koch, die den für mich nicht ganz verständlichen Titel „Von Kalvarien und Kreuzwegen“*) tragen. Der Leser dieser Zeitschrift kennt sie und wird sie nach Gebühr schäzen **). Zwar fehlt ihnen die graziös-leichtflüssige Art des Tessiner Büchleins; aber Liebe zur Natur, zur Landschaft, tiefes Empfinden, allerlei Einfälle, Gedanken, Ideen, Stimmungsbilder wechseln darin aufs schönste ab, machen die einzelnen Stücke zu kleinen Kunstwerken und haben in der Planlosigkeit der Ziele etwas Sorglos-Freundliches

*) Zürich, Rascher & Co., 1918.

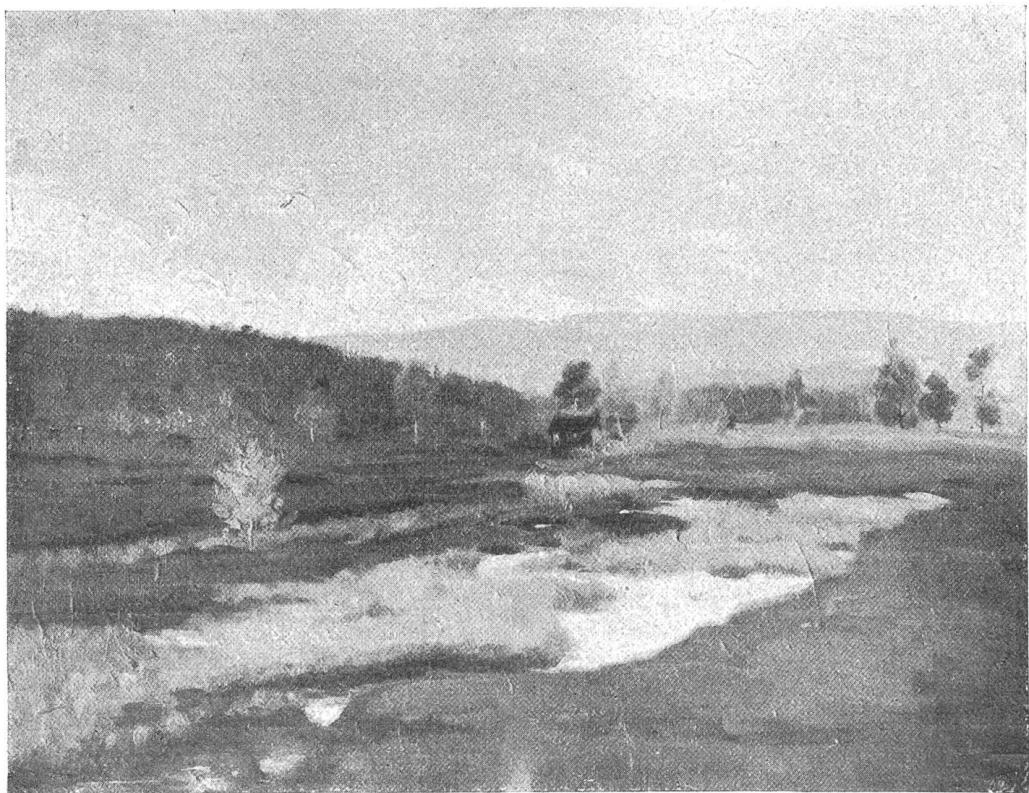
**) Vgl. „Die Schweiz“ XXI 1917, 477 ff. 537 ff. 600 ff.

an sich. Orte werden nicht genannt darin; wohin der Wanderer sich wendet, ist völlig gleichgültig; aber über dieser namenlosen Landschaft, über den Erlebnissen und Begegnungen liegt ein Zauber von Poesie, dem wir uns willig hingeben und den wir noch dankbar nachempfinden, wenn wir das schlichte Octavbandchen längst aus der Hand gelegt haben. Der diese kleinen Skizzen, Tagebuchblätter und Briefe schrieb, ist ein Dichter und hat Auge und Herz für die Stimmungen auch der alltäglichsten Gegend. Sinnigen Lesern darf die Gabe Max Roths aufrichtig zum Genusse empfohlen werden.

Dass der literarische Feinschmecker aller modernen Jugend zum Trotz das Erscheinen eines neuen Buches von Jakob Böhmer als freudiges Ereignis begrüßt und dass die Schweiz geradezu die Ehrenpflicht hat, diesen gediegenen Realisten und Zeichner scharf und tief gefasster Menschenbilder in seinem Wert richtig zu würdigen, steht für mich fest. Diesmal freilich sieht sich der Leser zunächst befremdet vor die Tatsache gestellt, dass der treffliche Schilderer heimatlicher Sitten und Gestalten in die Ferne schweifte und „Orientalische Novelletten und Märchen“ schrieb, „Träume der Wüste“ (*), wie er sie nennt, und zwar ein ganzes, 200 Seiten starkes Buch voll.

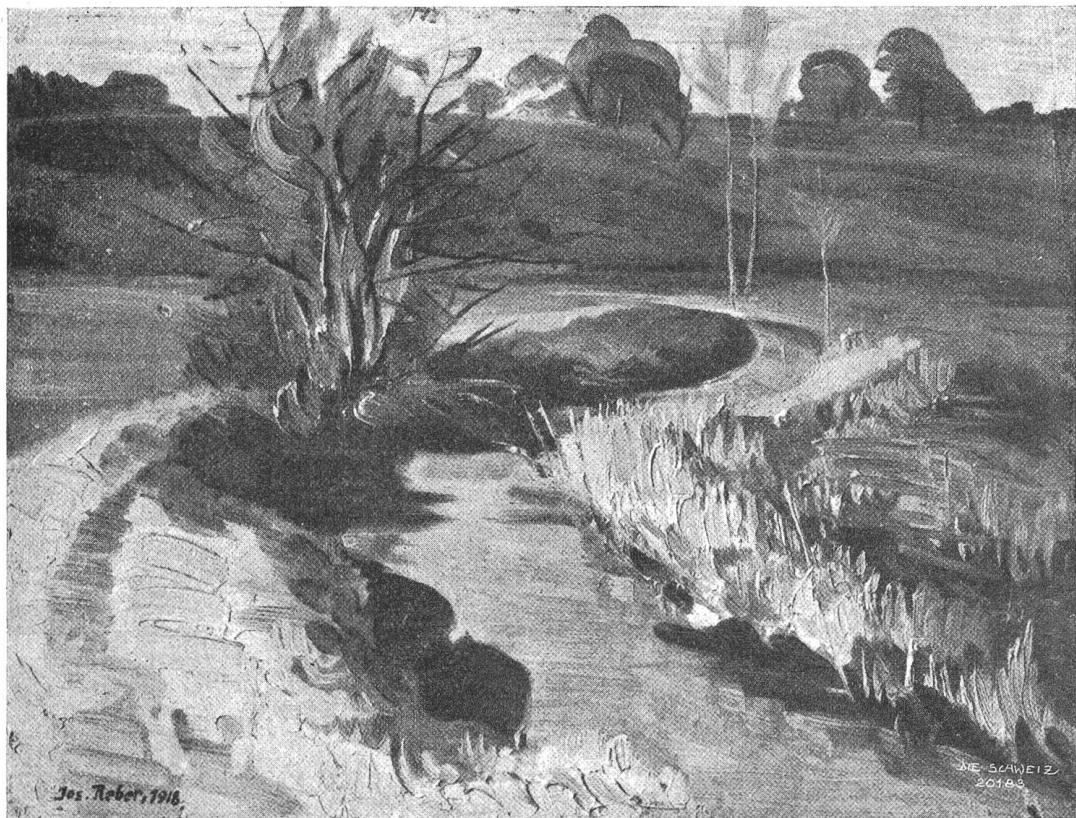
*) Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1918.

„Über Baum und Traum, der Hirt im Reich, steht der Halbmond, wandermüd und bleich,“ schließt das einleitende poetische Stimmungsbild „Abend in Matarieh“, und wie magischer Mondchein liegt eine Stimmung des Traumes über diesen feinstilisierten Erzählungen aus dem Morgenlande, die ein Künstler der Sprache und ein Dichter im wahrsten Sinne des Wortes als Weihnachtsgabe darbietet. Aber, nicht wahr, der Leser der „Schweiz“ kennt ja einiges aus dem Buche; es ist noch nicht lange her, dass die ergreifende Erzählung „Hadshar El-Banat“ in diesen Heften stand. Neben Tönen wilder Leidenschaft begegnen wir auch lieblichen, zarten Klängen echter Märchenstimmung in diesem schönen Buche. So etwa in der Geschichte „Die Säerin“, wo die liebliche Beda sich als Nilbraut willig dem Wohl ihres Volkes opfert „in einer Zeit, die eine andere Wahrheit hatte als die unsrige“. Man müsste jede dieser wunderschönen Erzählungen einzeln anführen und ihre besondern Schönheiten der Sprache, der Motive, des sittlichen Gehalts hervorheben, wollte man den „Träumen der Wüste“ völlig gerecht werden, und doch könnte man den echt poetischen Zauber, der darüber liegt, nicht in Worte fassen. Man muss sie lesen und genießen in einer stillen Stunde, und man wird feststellen, dass Jakob Böhmer nicht „in die Ferne schweift“, obwohl das „Gute so nahe liegt“, sondern weil er dort auch soviel Gutes und Schönes fand, dass er



Josef Reber, Bünzen.

Sünzer Moor.



Josef Reber, Bünzen.

es sammeln und gestalten mußte, sich und uns zum echt künstlerischen Genuß. Die farbenfrohe Zeichnung auf dem Deckel des Pappbandes stammt von Otto Baumberger, der dem Verlag in letzter Zeit manch reizvollen Buchschmuck geschaffen hat und dessen Kunstbegabung gerade auf diesem Gebiete keines weitern Lobes mehr bedarf.

Nicht das Werk eines Erfinders und Schöpfers sind zwar die „Indischen Erzählungen“*) von Hans Schacht, die hier gleich angelassen seien. Aber daß auch der Uebersetzer eines Sanskritdichters mehr als ein bloßer Handwerkermann sein kann, beweist Schacht dem Leser durch die ganz vortreffliche Wiedergabe aus dem großen Sammelwerke „Rathasaratigara“, dem „Ozean der Märchenströme“, der Erzählungen, Märchen, Fabeln und Schwänke auf seinen Wogen in unerschöpflicher Fülle vor den staunenden Leser dahinträcht, freilich nicht bloß Werke einer blühenden orientalischen Phantasie, sondern auch eines sittlichen Wollens, aus denen auch den Spätgeborenen noch Weisheit und Tiefes genug zuteil wird — also Märchen nicht für Kinder, sondern für reife Menschen. Der Autor dieser überaus schönen und form-

vollendeten Prosaübertragung schüttet dem eigentlichen Texte eine sehr interessante und lehrreiche Einführung in dieses Werk und das Wesen und die Art der indischen Literatur überhaupt voraus. Wir erfahren da, daß es sich hier um das zehnte Buch der gewaltigen indischen Sammlung handle, die der gelehrte klassische Dichter Somadewa ums Jahr 1070 n. Chr. abgeschlossen habe und die in dem epischen Versmaße, das man Sloka nannte, abgefaßt sei. Dieses Buch hat den Titel Saktijasas, weil von der Liebe des indischen Prinzen Narawahanadatta zur Nymphe Saktijasas die Rede und dieser Erzählungen fingierter Zweck der ist, dem Bräutigam, der den Tag der Vermählung fast nicht abwarten kann vor heißer Liebessehnsucht, den letzten Monat angenehm zu verkürzen. Abgesehen von ein paar textkritischen Noten im Anhang hat das Buch gar keinen exklusiv gelehrt Anstrich; die Einleitung ist so flott und gemeinverständlich abgefaßt, daß auch der gebildete Laie Freude daran hat, und die Fahrt durch die zehn „Wellen“ dieses reichfließenden Erzählungsstromes ist so abwechslungsreich und angenehm, daß der Leser ruhlos genug ist, zu wünschen, der Prinz hätte zwei Monate lang auf seine reizende Nymphe warten müssen und nicht bloß einen. Vor der übeln

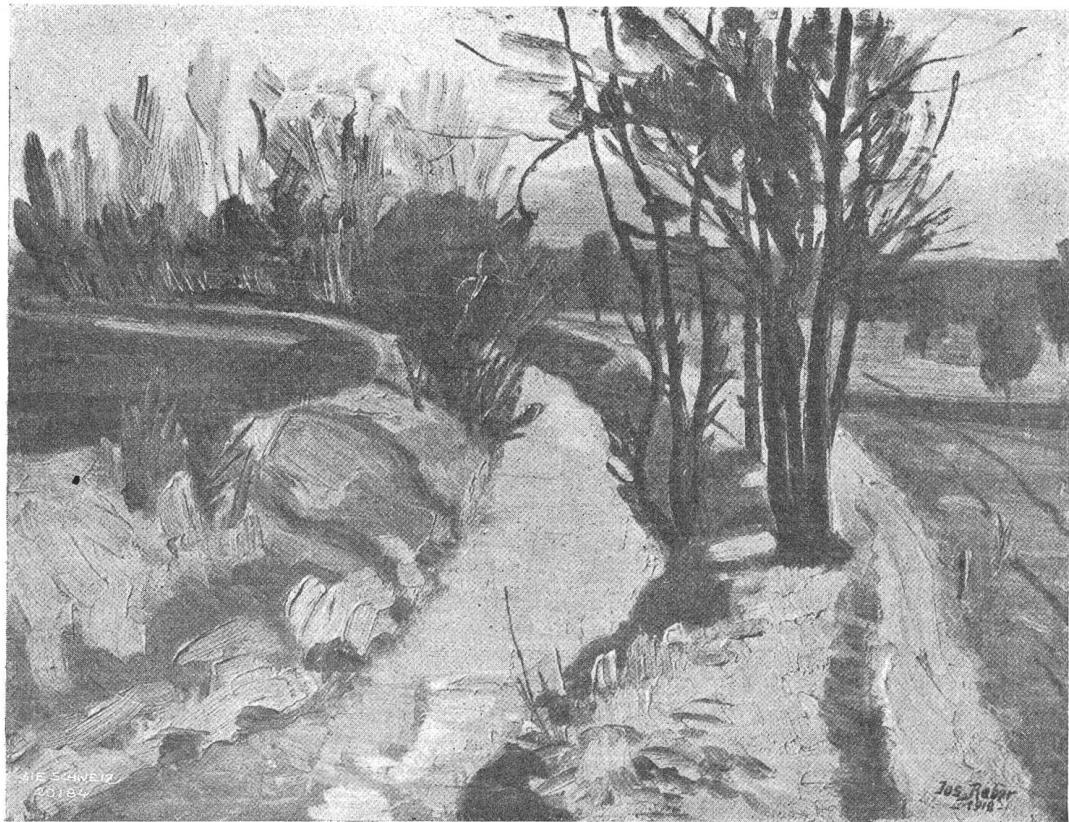
*) Laufamme und Leipzig, Edwin Frankfurter, 1918.

Nachrede, wovon der Verfasser im Vorwort spricht, ist der treffliche Nachdichter altindischer Fabulierkunst also sicher. Einen Lobgesang will er auch nicht hören, weil er ihn bloß als Grabgesang sich denken kann. Aber ich bitte um Verzeihung: das Werl, das er uns vorlegt, gehört zu denen, die man nur loben kann; denn es vermittelt als meisterhafte Leistung der Uebertragungskunst die Bekanntschaft mit einer Kulturwelt, deren Zauber sich kaum ein einziger Leser wird entziehen können. Hoffentlich bleibt diese erste Gabe nicht die letzte, und wer sie vom Christkindlein geschenkt bekommt, wird es mir wünschen!

Der verliebte Prinz im Wunderlande Indien bekommt viel von ungetreuer Liebe zu hören; aber die Psychologie jener Geschichten ist noch recht einfach und naiv im Vergleich mit der mancher modernen Liebesgeschichten, und von diesen scheint mir der „Herzensroman zweier Kinder“, den Stefan Markus unter dem Titel „Himmelhoch jauchzend . . .“^{*)} den Leserit des Jahres 1916 geschenkt hat, der uns aber verspätet zur Besprechung einlief, zu den kompliziertesten zu gehören. Es ist ein Tagebuchroman, wohl als moderner „Werther“ gedacht, und der Tagebuchführer und Briefsteller, der seine Leiden dem Papier anvertraut hat, quält sich und seine Geliebte und uns, wie

diese ihn quält, ohne daß beide etwas dafür können. Sie liebt ihn und kann es ihm nicht sagen; er fleht um Vertrauen, das sie ihm nicht schenkt; sie beherrscht ihn, demütigt ihn, gehört ihm und quält ihn weiter; es kommt zur Trauung, sie finden sich wieder und werden getrennt; aber die Dual geht weiter, und wieder trennen sie sich voneinander. Er ist in Rom, sie in Neapel, wo sie die Cholera bekommt. Da reißt ihn seine Leidenschaft an ihr Lager, und endlich gelingt dem Tode, was das Leben nicht fertig brachte: „sie in stiller Harmonie für immer zu vereinen“. Psychologische Feinheiten fehlen nicht in diesem Buche, wo zwei Charaktere, die einander anziehen und peinigen, mit leidenschaftlicher Inbrunst sich zermürben, weil ein jeder in seiner Liebe selbstsüchtig ist, besonders Ellen, weil ihm die Natur nicht gibt, sich im Glück zu bescheiden, weil ihr Stolz nicht nachgeben kann, wo seine Liebe fleht, und weil seine Eifersucht, von ihr gereizt, keine Grenzen kennt. Aber 171 Seiten lang diese Einstufen der Leidenschaft und Raserei eines hältlos sich ihnen hingebenden Schwächlings ertragen, ist auch für den Leser eine Aufgabe . . . Wer sie lösen will, lese dieses Buch: er wird es nicht ohne Mitgefühl tun und dennoch erleichtert aufatmen, wenn er den zypressendunkeln Schluß erreicht hat, und, bei aller Anerkennung der Möglichkeit der Erlebnisse des Helden Robert, ihm und Ellen

^{*)} Leipzig, Xenien-Verlag, 1916.



Josef Reber, Bünzen.

Vorfrühling an der Bünz (März 1918).



Josef Reber, Bünzen.

und sich selber die wohlverdiente Ruhe gönnen. Titelblatt und Federzeichnungen von Karl Otto Hügin dienen dem Buche zum Schmuck, ohne gerade — mit Ausnahme des Titelblattes — den Inhalt besonders zu charakterisieren.

Leicht und harmlos ist Karl Wolfs Büchlein von der Grenzbesezung: „Korporal Schmidiger in Freud und Leid“*). Viel ist nicht darüber zu sagen, als daß diese „Erzählung für meine lieben Kameraden, die Schweizer-soldaten und deren Freunde und Freundinnen“, wie sie der Verfasser charakterisiert, ihren Zweck als amüsante Erinnerung erfüllen dürfte. Da die Geschichte keine Ansprüche stellt und als kurzweiliges Feuilleton von den Adressaten, an die es sich richtet, gern gelesen werden dürfte, wollen wir auch keine hohen Ansprüche an seine literarischen Qualitäten stellen und es kurz und freundlich hier erwähnen und gestehen, daß man hie und da herzlich lachen kann bei der Lektüre.

Unsere mundartliche Literatur darf sich der Bereicherung um eines der besten Bücher freuen, die mir in den letzten Jahren in die Hand gefallen sind, und es ist wahrlich nicht zu viel Ehre, wenn Prof. Dr. Albert Bachmann in Zürich, der verdienstvolle Leiter des Schweize-

*) Olten, W. Trösch (o. J.).

Blick auf Boswil (mit der alten Kirche).

rischen Idiotikons, dem Buche ein empfehlendes Vorwort mitgibt, das als Kritik an dieser Stelle am besten abgedruckt würde. Denn treffender kann man die „Geschichten im Valser-Dialekt“*), die der Direktor der kantonalen Anstalt „Waldhaus“ in Masans, J. Jörger, in diesem schön ausgestatteten Bändchen unter dem Titel „Urchigi Lüt“ gesammelt hat, nicht charakterisieren: „Es sind wahre Kabinettstücke volksmägiger Erzählungskunst darunter“; dieser „feine erquidende Humor“, diese bodenständige Lebenswahrheit der „urchigen Leute“, ihres Tuns und Treibens, die virtuose Beherrschung der eigenartigen, reichen Mundart des Valser-tals im Bündner Oberland, die seinerzeit mit den Bewohnern aus dem Wallis herübergelommen ist und sich hier mitten unter den Romanen erhalten hat bis auf den heutigen Tag — all das verdient wirklich allen Freunden bodenständiger Dialektdichtung zum Genüge empfohlen zu werden. Hier herrscht in der Tat zwischen Form und Inhalt der schönste Einflang, und wer sich ein wenig eingelesen hat, wird sich sagen, daß dieser uns etwas ferner liegende Dialekt gar nicht so schwer zu verstehen

*) Chur, F. Schuler, 1918. — Von den Erzählungen erschien „Der grumm Jöri“ in der „Schweiz“ XIII 1909 S. 451 ff.

sei, um so weniger, als die schwierigern Wörter am Schluß des Buches noch zusammengestellt und erläutert sind.

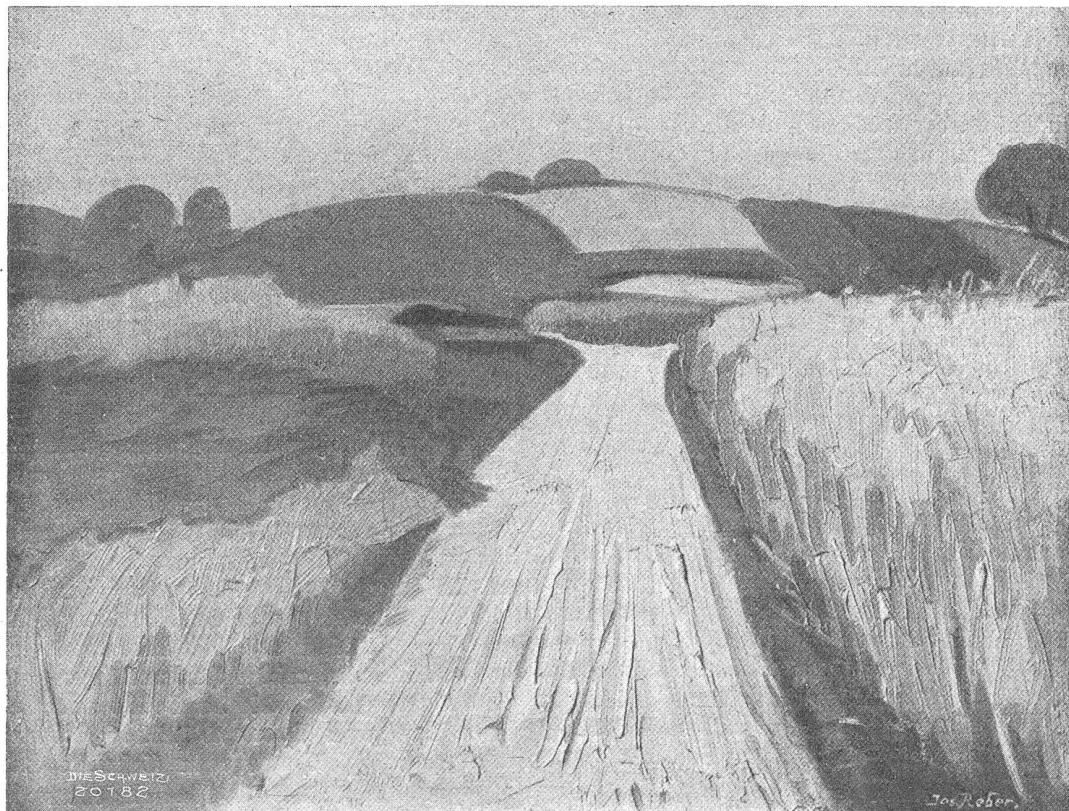
„Was schribi uf? Dich sälber, weist,
So wia de bist, wia d'hoest und geist,
Dernah dis Wip, di Geiß, di Chuoh,
Die wil-i au nu zuoder tuo...“

So verkündet der Verfasser in seinem gereimten Vorwort „Ja lacha!“ den Inhalt seiner Geschichten den neugierigen Landsleuten, die er „uf d's Valpier“ zu tun gedenkt. Ein ganzes Volkstum lernen wir da kennen in Sprache und Lebensart, Ernst und Humor. Es ist ein köstliches Buch!

Zu spät für eine Besprechung im letzten Jahrgang ist vor Jahresfrist Conrad Kellers Werk „Alfred Ilg. Sein Leben und sein Wirken als schweizerischer Kulturbote in Abessinien“*) erschienen. 25 interessante Abbildungen und eine Karte schmücken den schönen Band, der auch heuer noch einer warmen Empfehlung bei alt und jung würdig ist. Der Verfasser war als Freund des Verstorbenen und als Kenner des Landes, wo Ilg eine so erfolgreiche Wirksamkeit entfaltet hat, der berufene Biograph dieses energischen, klugen Thurgauers; er wußte manches, was bisher unbekannt oder doch nicht sicher bekannt war, aus dessen vertraulichen Mitteilungen, und neues Licht fällt z. B. auf die

*) Frauenfeld und Leipzig, Huber & Co., 1918.

Zeit nach dem Vertrag von Utschelli und die Geschichte der äthiopischen Eisenbahn, die dem Minister Menilek II., des Siegers von Adwa und Kaisers von Äthiopien, soviel Verdruß eintrug, weil die europäische Diplomatie, die wir ja in den letzten Jahren richtig einschätzen lernten, sich in Dinge mischte, die die dunkle Majestät und ihr Schweizer Staatsmann mit Recht ohne sie besorgen wollten. Für die Geschichte Äthiopiens, für die Kenntnis von Land und Leuten, vor allem aber auch für die Einschätzung unseres Landsmannes, der wie wenige geschaffen war, mit zäher Willenskraft ein hohes Kulturideal gegen hunderterlei Hindernisse zu erobern, ist dieses treffliche Buch von unschätzbarem Wert. Was wir u. a. daraus ersehen, ist die Tatsache, daß Ilg bei aller Treue und Aufopferung für den Kaiser, dem er diente, weil er dessen Willen und Charakter schätzte, ein guter, überzeugter Schweizer blieb. Aber auch vor Menilek bekommen wir aufrichtige Achtung; dieser „Barbarenkaiser“ wußte, wie sich ein König bestimmt, wenn er von Vertretern fremder Staaten beleidigt wird. Aufschlußreiche Kapitel über die Natur von Südabessinien, über das gesellschaftliche Leben am Hof und bei der Familie Ilg, die Motive, die diesen schließlich zum Rücktritt bewogen u. a. m. bieten ungemein viel Interessantes. Besonders für die reifere Jugend dürfte dieses Buch wertvoll sein; aber auch der Erwachsene wird mit



Josef Reber, Bünzen.

Sommermittag.

großer Spannung über die eigenartigen Verhältnisse in dem afrikanischen Kaiserreich und vor allem auch über die historischen Tatsachen, die Prof. Dr. C. Keller mitteilt, sich aufzulären lassen.

Hier zum Schlusse noch ein neueres, wertvolles Buch: „Gottfried Keller“, sechs Vorträge von Gustav Steiner*), auf das unbedingt hingewiesen werden muß; denn es ist aus einer einläufigen Beschäftigung mit dem Dichter und Menschen hervorgegangen, mit Liebe verfaßt und zeugt von tiefem Verständnis dessen, was Keller uns auch heute noch zu sagen hat. Gemeinverständlich und knapp in der Fassung erzählt uns der Autor keineswegs bloß

*) Basel, Helsing & Lichtenhahn, 1918.

eine Biographie Kellers; er sucht vielmehr das Wesentliche an der Persönlichkeit ohne alle Schönfärberei herauszuarbeiten. Kapitel wie „Der politische Lyriker“, dann das über Kellers fruchtbaren Kampf um das Drama oder „Erzählungskunst und Humor“ bringen uns den Dichter wirklich näher, und wer Keller kennen lernen, will oder wer ihn zu kennen glaubt, wird aus dem schönen Buche Steiners reichen Gewinn ziehen und mit tieferem Verständnis und höherem Genuss seine Werke lesen. Ich könnte mir als Einführung in die Lektüre Meister Gottfrieds von Zürich kein besseres Büchlein denken als dieses und empfehle es warm als wertvolle Gabe für jeden Literaturfreund.

(Schluß S. 688).

Neue Schweizer Lyrik.

Nach langerem Schweigen läßt der Luzerner Dichter Fridolin Höfer seine sympathische Dichterharfe wieder einmal erklingen. Sein neuer Gedichtband „Dahheim“ *) beweist, daß er den ihn als Poeten besonders kennzeichnenden, intimen Zusammenhang mit Natur und Leben nicht verloren, sondern in diesen jüngsten lyrischen Schöpfungen noch erheblich befestigt und vertieft hat. Aber auch in formaler Beziehung geht ein frischer, schaffensfreudiger und gegenwartsfroher Zug, der das persönliche Element seines Singens klar herausarbeitet und deutlich werden läßt, durch diese neuen Höferschen Weisen, die in einzelnen ihrer Fassungen eine beachtenswert eigenartige Tonart verraten. Man vergleiche beispielsweise einmal Lieder wie das mit stärkster Konzentration zu einem feinsinnigen Stimmungsbild verdichtete kleine Gedicht „Juni“ oder das von religiöser Innigkeit getragene Lied:

Kein Sorgenlichtlein, kein Stern, der wacht!
Nur hin und wieder in Wald und Moor
Geräusch, als ob Angstrufe schwirrten
Von einem, der den Weg verlor ...
Was schweigt dein Mund nur durch die große
Nacht?
Gib Antwort, läutend Antwort doch, du Glocke
der Verirrten!

Weisen wie diese und manche ähnlicher Art bezeugen die wertvolle Bereicherung und Verinnerlichung, die diesen jüngsten Proben von Höfers Liedkunst zuteil geworden ist. Menschlich und künstlerisch erweitert sich sein lyrisches Schaffen immer mehr zu einer einheitlich geschlossenen, harmonischen Persönlichkeitsoffenbarung und gewinnt jene Stufe der Vollendung, die uns eine extragreiche Zukunftsdichtung verheißt. Eine Reihe dichterischer „Gestalten“ ver-

ratet uns die poetischen Meister, zu denen Höfers Muse verehrungsvoll aufschaut, ohne ihnen in unwürdiger Abhängigkeit tributpflichtig zu werden. Dazu besitzt er viel zu viel ausgesprochene Eigenwerte und eine erfreuliche, bewußt vertretene Selbständigkeit im Schauen und Betrachten, die seinen Dichtungen formal wie inhaltlich zugute kommt. Gedichte wie „Weit, weit dahinten“, „Junge Liebe“, „Gleißnerischer Mond“ verraten das ausgeprägte Gefühl für rein lyrische Stimmungswelten und kostliche, poetische Gedankenreichtümer. Daß das gehaltreiche Liederbändchen Fridolin Höfers mit einem beherzigenswerten „eidgenössischen Wederuf“ (vom Februar 1916) ausklingt, wollen wir dem Menschenfreund und Patrioten noch besonders anrechnen; denn das Vaterland braucht leider heute solche tägliche Weckstimmen überzeugter und gesinnungstüchtiger Heimatkunst!

Als Neuling und ausgesprochener Neutöner betritt der vielversprechende junge Berner Dichter Emil Wiedmer mit seinem lyrischen Erstlingsbande „Die Ankunft“ *) den vaterländischen Parnass, auf dem er, wenn nicht alle Vorzeichen trügen, bald eine beachtenswerte Stellung unter den führenden Dichtergeistern der neuen helvetischen Aera einnehmen dürfte. Mit seinem, verständnisinnigem Empfinden lauscht sein Ohr dem Singen und Klingen der poetischen Gegenwartsmächte, und als neu erstandener Schüler ewig junger romantischer Überlieferung vergißt er auch das schönheitstrunkene Sinn, das beschauliche Betrachten nicht. Seine Dichterharfe ist erfüllt und bewegt von den intimen, reinen Herzensklängen und Seelenschwingungen, die da Gesicht und Gebärdé, flangtiefes Wort und liebliche Stimme werden, sich gleicherweise in Gestalten und

*) Neue Gedichte. Luzern, Eugen Haag, 1918.

*) Gedichte. Basel, Benno Schwabe & Co., 1918.